Die Stellung der armen Frauen in Frankreich.

(Gekrönte Preisschrift von Mdlle J. V. Doubie.)

Die Entwickelung der innern Schäden Frankreichs hat in den letzten Jahren so sehr die edelsten, vornehmsten Geister der Nation in Bewegung gesetzt, so zahllose Erörterungen erzeugt, daß man wohl mit Recht den Schwerpunkt der dortigen Geistesbewegung in der letzten Hälfte des Empire in den Arbeiten der Kritik suchen dürfte.

In dem widerspruchsvollen Wesen dieses Volkes lag von jeher dicht neben übermäßiger Selbstüberhebung ebensoviel Hang zur scharfen Selbstkritik. Und wahrlich, die dortigen Schriftsteller haben es diesmal an ausführlichen Berichten all der Laster, Gebrechen und Sünden ihres Landes nicht fehlen lassen. Die triste Frage der Decadence scheint fast erschöpft, seitdem Männer wie Laboulaye, Renan, Taine, Flaubert, Simon und so viele andere falsche und echte Juvenale so zahlreiche, tiefe psychologische Studien darüber veröffentlicht haben.

Gleichwohl ist es wiederum eine kulturhistorische Arbeit, die hier der deutschen Lesewelt in die Erinnerung gebracht werden soll, und zwar ein umfangreiches Werk von hohem Werth, weil es für die Grundquellen der dortigen Uebelstände das reichste Material, die lehrreichsten Enthüllungen bietet.

Wohl haben wir es diesmal nur mit einer Preisaufgabe zu thun, die eine Frau gelöst, einer Abhandlung, die ihrer eigentlichen Bestimmung nach, allerdings nur die Ursachen des Elends der weiblichen Bevölkerung enthüllen sollte. Doch die Verfasserin befand sich eben in der Lage mehr zu leisten, als gefordert wurde; denn sie hatte bereits vorher, wie wir aus der Vorrede erfahren, nicht allein zehn Jahre ihres Lebens dem eifrigen Studium der Stellung ihres Geschlechts gewidmet, sie hatte auch die Ursachen der allgemeinen Nothstände zu erforschen gesucht. Und wie keine menschliche Frage allein, und nur in engem Zusammenhange mit dem gesammten Volksleben zu betrachten ist, so ist es nicht etwa die Frauenfrage als solche, die uns hier entgegentritt, sondern vielmehr die wichtigste Kulturfrage des gesammten Staatsorganismus.

In den verschiedensten Lebenslagen der französischen Frau, die hier in wahrhaft erschöpfender Weise vorgeführt werden, wiederspiegeln sich die Mängel der Gesetzgebung, der öffentlichen Verwaltung, des Familienlebens und der Erziehung. Wir sehen, wie der Stoff des Verderbens durch schlechte Gesetze zur Entfaltung gelangt, wie er in das Leben der Frau, der Kindheit vernichtend eindringt, und wie dann das Werk der Jugend- und Volksvergiftung systematisch vorwärts schreitet.

Zwei Grundschäden der Gesetzgebung und der Verfassung sind es besonders, welche den sittlichen Zorn der Verfasserin herausfordern: Der Art. 340 des Code Napoleon (Nachforschung nach der Unterschrift ist verboten) und die in der Consularverfassung sanktionirte Unverantwortlichkeit der öffentlichen Gewalten und deren Vertreter. In dieser Unterdrückung der persönlichen Verantwortlichkeit der Männerwelt sei allein der Pestkeim zu suchen, der die schöne Saat der Freiheit, die ganze hoffnungsreiche Welt von 89 mit seinem Pesthauche vergiftet habe. Die Entfesselung der Sitte, die Verlassenheit der Frau und der Kindheit, die Verminderung der Bevölkerung, die Korruption der öffentlichen Beamten, mit einem Worte, die ganze tiefe Erschütterung aller politischen und sozialen Zustände, sie hätte ihre eigentliche Quelle in dieser vom Staate aus organisirten Willkürherrschaft, in der Oberlehnsherrschaft der Leidenschaften und der Laster. Zahllose empörende Beispiele der frechsten Willkür der Männer, wie der öffentlichen Beamten werden an Thatsachen, an gerichtlichen Untersuchungen, an statistischen Beweisen nachgewiesen, und in düstern, grellen Tönen all die Gefahren verkündet, die das Elend, die Verwahrlosung und die Verwilderung der Frau aus dem Volke in sich bergen.

Die Rolle der Zerstörung, welche die dortigen Weiber in den meisten sozialen Ausbrüchen übernommen, sie müßte sodann nur als eine den Zuständen angemessene Erscheinung betrachtet werden. Der Haß allein, die wachsende Empörung der weiblichen Bevölkerung gegen die historische Gesellschaft und den darauf gebauten Staat, haben sie erzeugt, all die Genien der Rache, die Furien des Gemetzels, die schon so manchen Kulturforscher in Verlegenheit gebracht haben mögen. Die Tricoteuses von 93, die Vesuviennes von 1848, und selbst die in ihrer Art noch vollkommeneren blutigen Eumeniden, die Amazonen auf dem Montmartre im Jahre 1871, sie dürften angesichts der vorliegenden Schilderungen des Elends Niemand sonderlich überraschen.

Das ein solches Staatsgebäude aus den Fugen gehen muß, geht deutlich genug aus all dem hier Mitgetheilten hervor; gleichwohl können wir nicht unterlassen, einige Sätze aus den prophetischen Klagetönen dieser Schrift folgen zu lassen: „Wenn man an die täglichen Verbrechen denkt, die sich aufhäufen und vervielfältigen unter dem Schutze der öffentlichen Gewalten und der Gesetze, an die Verwirrung der Prinzipien, die ein solcher Stand der Dinge in sich birgt, so begreift man, daß ein Volk, welches ein ähnliches Gesetz ertragen konnte, länger als ein halbes Jahrhundert, ohne es zu ändern, der Freiheit unwürdig geworden ist und wie durch eine fatale Hand in den Abgrund des Verderbens hinabgerissen wird. Wir streiten über die kindischen Fragen des europäischen Gleichgewichts, während unsere Laster uns längst schon auf die letzte Reihe verwiesen haben. Will man nun Frankreich mit sich selbst vergleichen, so sieht man, daß es von 1848 bis 68 zwei Millionen Geburten weniger zählte, als in den vorhergegangenen zwanzig Jahren. Diese Verminderung allein hat das Gleichgewicht Europa's zerstört zu unserem Schaden. Es darf nunmehr nicht bestritten werden: Der Art. 340 unsers Code hat bereits mehr Opfer verschlungen, als alle Kriege unsers Jahrhunderts. Vergebens werden wir uns bemühen, die Waffen der freien Völker nachzuahmen; wenn wir nicht die wahre Vaterlandsliebe mit den Tugenden der Familie beleben können, so werden wir unfähig bleiben einer ernsten Vertheidigung, die nur in der Gesammterhebung der Nation liegen kann. Die wahre, weil sittliche Eroberung der Menschheit gehört dem Volke, das die sittlichen Beziehungen zwischen den Individuen am besten zu pflegen und zu wahren wußte."

Ein Ueberblick über die Zustände der andern Kulturvölker, mit dem die zweite Auflage dieses Werkes ergänzt ist, soll nur dazu dienen, den Franzosen zu beweisen, wie sehr Jene sie überragt haben und wie viele schöne Einrichtungen sie den Erstern zu entlehnen hatten. In diesem Punkte verfällt nun die sonst so wohl unterrichtete Verfasserin in den Fehler der meisten sozialen Verbesserer: sie gefällt sich darin, die Zustände der fremden Länder im Spiegelbilde des ihr vorschwebenden Ideals zu erblicken, um so ihre eigenen, Bestrebungen als konkrete Thatsachen darzustellen. So muß denn schon in England, Amerika, in Deutschland und so vielen anderen Staaten alles vollkommen sein, Menschen, Sitten und Gesetze. Ganz besonders aber ist es das deutsche Volk, das durch die musterhafte geistige und sittliche Pflege des Individuums ihr dazu angethan scheint, allen andern Nationen als Vorbild voranzuleuchten. Doch man kennt die übertriebenen Lobeserhebungen, die Bewunderung deutschen Wesens, welche bis zum jüngsten Kriege ebenso zum guten Ton der dortigen bessern Literatur gehörten, wie die obligaten Schmähungen, mit denen das nunmehr so verpönte Barbarenland überhäuft wird.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie die Zustände der Heimat zu den Schilderungen vorliegenden Buches sich thatsächlich verhalten. Wohl mag die gesammte Kulturentwickelung hier eine gesundere, natürlichere, bessere sein. Allein Angesichts gewisser sozialer Erscheinungen des eigenen Bodens mußte das Urtheil über französische Versunkenheit und Entsittlichung etwas vorsichtiger werden, und das Gefühl der europäischen Solidarität allmählich zurückkehren. Krank wie die dortige Gesellschaft ist, so enthält sie keinen Stoff des Verderbens, der nicht auch in anderen Staatsorganismen nur auf den günstigen Moment der Entwickelung lauerte.

Wie sehr aber die Enthüllung der verborgensten Krankheitsstoffe des modernen Kulturlebens unserer Verfasserin gelungen ist, dürfte am Besten ein Schreiben des berühmten Staatswirthes J. Stuart Mill beweisen, aus dem wir zum Schluß einige Sätze folgen lassen wollen, weil sie mehr als jede andere Besprechung das Buch empfiehlt: „Sie haben, mein Fräulein, ein Werk vom höchsten Werth veröffentlicht, eine Arbeit, die umsomehr Anerkennung verdient, als sie nur peinlich und schwierig gewesen sein kann. Selten hat mich eine Lektüre so tief erschüttert. Man hat, glaube ich, noch nie so unverhohlen all die Einzelheiten des menschlichen, und besonders des weiblichen Elends der Welt enthüllt. Ich wünschte, Ihr Buch könnte von sämmtlichen Frauen der sogenannten aufgeklärten Klasse gelesen werden; es würde in ihnen Scham erregen über ihre Unthätigkeit, angesichts so furchtbarer, so abnormer Uebel. Leider ist Frankreich weit entfernt, in dieser Frage den Vorrang des Bösen zu haben, den Sie ihm zuschreiben, ebenso wie England keineswegs all die ihm gespendeten Lobsprüche verdient. Der Unterschied zwischen den Nationen ist eben mehr scheinbar als wesentlich, und die meisten sozialen Verbesserer täuschen sich, indem sie annehmen, es sei in den andern Ländern alles besser, wie in ihrem Eigenen." u. s. w.

Noch viele andere Aussprüche bewährter Fachmänner wären mitzutheilen, welche diese originellen Schilderungen illustriren könnten. Doch dies würde uns weit über die Grenzen dieser Besprechung hinausführen.

Wir wollten mit derselben nur auf ein Buch hinweisen, das durch den Geist, in dem es geschrieben, die tiefen Wahrheiten, die es enthält, den thatsächlichen Inhalt, den es bietet, auch bei uns viel Nutzen zu stiften im Stande ist. Und wenn man nach dem Gesagten sich wundern möchte, daß eine so bedeutende Kulturstudie bis jetzt in Deutschland weder genügende Verbreitung, noch eine Uebersetzung gefunden, so dürfte eine theilweise Erklärung dafür wohl im letzten Völkerkampfe zu suchen sein, der eine Lücke gerissen in das Geistesleben der beiden Nationen. Diese kulturfeindliche Trennung zu entfernen, die Gedankenvermittelung zwischen Beiden wieder anzubahnen, müßten Arbeiten wie die vorliegende am bestet geeignet sein.

Ein Familienkleinod.

Motto:

„Du Ring an meinem Finger.
Du goldenes Ringelein.
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein."

Chamisso.

Der Frühling schaut in's Land hinein, die glückselige Zeit des Blühens und Werdens ist wiedergekommen, blaue Falter flattern umher, die Welt steht in Veilchen, die Farbe der Treue ist Herrscherin am Himmel wie auf der Erde, Alles blau. Zärtliche Augen tauchen tiefer in einander, warme Hände fassen sich fester, einsame Herzen sehnen sich brennender nach Glück, nach einem verlorenen oder nach einem in der Ferne zitternden „künftigen großen Glück". — Jene gesegneten Nächte brechen an, wo:

„Alte Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondesglanz hinein."

Auf dem Flügel aufgeschlagen liegt Schumann's „Frauenliebe und Leben", feine Künstlerhände wiederholen noch ein Mal leise, leise die kaum verhallte Melodie des süßen Liedes:

„Du Ring an meinem Finger" —

und das Mondlicht vom Fenster her streift eben auf ein „altes Wunder", — jenen seltsamen Brautring dort in seinem Sammetkästchen. Er ist eine Familienreliquie und man giebt sein Alter auf 240—50 Jahre an.

Ein unsagbarer Reiz strömt doch, wie ein berauschendes Parfüm, von all jenen Kleinodien und todten Dingen aus, die, ganze Geschichte überdauernd, es unserer Phantasie überlassen, ihre geheimnißvolle Geschichte aus allerlei Zeichen und Linien heraus zu lesen und die Spuren jener Freuden- und Schmerzensthränen, die daran gefallen, zu entdecken. — Hin und her kreuzen sich die Fäden, und lustig, wie ein Hauch nur, ist das Gewebe, das aus ihnen ersteht. Und wenn jemals ein Familienkleinod seine Geschichte hatte, so ist es eben dieser uralte Ring, der, laut Familienpapieren, im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1601 einem blonden deutschen Bürgertöchterlein von französischer Hand an den Finger geschoben wurde, als schützender Talisman, der, allezeit wohl gehütet und verwahrt, nur Glück bringen sollte. Eine kleine geheimnißvolle Liebesgeschichte hängt an der Gabe, von dem Verschmähen eines stolzen Marquisats, um — die Frau eines einfachen Arztes in einem armen deutschen Städtchen zu werden. — Wo aber Liebe ist, da taucht auch irgend ein romantisches Geheimniß auf, — sie selber ist ja das größte und unerforschlichste. — Jene blonde Frau nun hat mit lachenden Augen die Blumen in den Scherben vor ihrem Fenster gepflegt, und nie sich nach den Rosen und Orangenblüthen auf den Terrassen jenes prächtigen Schlosses gesehnt, dessen Herrin sie werden sollte.

Der seltsame Ring an ihrem Finger allein erinnerte sie wohl an jene Herrlichkeit, die sie zurückwies, um dem Geliebten zu dienen. Ein großes ovales Emailleschild von blaßrother Farbe ist mit einem blauen Streifen eingefaßt. Auf diesem Grunde erscheint, auf einem grünen Rasenfleckchen stehend, eine zierliche Frauengestalt in einer Art von Schäfercostüm, — blauer Rock, rosenfarbenes Mieder, weißes Busentuch und bauschiges weißes Ueberkleid und runder Hut. Ein schlanker weißer Hund springt an ihrer Seite in die Höhe. — Das wunderbar feine Detail, die Deutlichkeit des Ausdrucks, die Art der Zeichnung und harmonische Farbenzusammenstellung verräth den Vater der Miniaturmalerei in Frankreich, Jean Fouquet, den berühmten Hofmaler Ludwig's XI. — Was die Harfe Davids für den schwermüthigen Saul, das war diese graciöse Künstlerhand für den finstern, grausamen König. Stundenlang saß er in dem Atelier Fouquet's. Mag eine Menschenseele auch noch so sehr dem öden Felsgestein gleichen — eine kleine Stelle giebt es doch, wo ein Halm, eine Blüthe, eine Blume heimlich aufsprießt, die ein Sonnenstrahl vergoldet und blaue Lüfte umspielen. Und für jenen furchtbaren Herrscher, der so erbarmungslos die jungen unschuldigen Prinzen von Armagnac in dem schrecklichsten Kerker der Welt, der Bastille, langsam zu Tode martern ließ, war die Liebe zu den Farben und die Freude an Fouquet's Kunst dies helle, warme Plätzchen. Mit den fröhlichen und neugierigen Augen eines Kindes sah er zu, wie der Maler seine kleinen Meisterwerke schuf; an jeder Emailleplatte, an jedem Stückchen Elfenbein nahm er das lebhafteste Interesse, jedes Figürchen, jede Gruppe, jede Blume, jedes Amorettenköpfchen ging durch seine Hände. — Kamen Besteller, so verschwand der König hinter einem großen Schirm, und hörte versteckt all den verschiedenen Unterhandlungen zu, oftmals nachher seinen Liebling scheltend, daß er seinen Arbeiten um einen zu geringen Preis fortgebe. — Auch die feinsinnige Königin, die erste Gemahlin Ludwig's, Margarethe von Schottland, beschützte ihn und gab ihm viele Aufträge. — Fouquet mußte zuerst ihr Portrait auf ein Medaillon malen, das sie ihrem Liebling, der berühmten Dichterin Clotilde Marguerite de Surville, schickte. — Die Malerei auf azurblauem Grunde war von bezaubernder Wirkung, in wahrhaft leuchtender Schönheit trat das Köpfchen hervor. Das reichgefaßte Meisterwerk wurde an ein Bouquet von goldenen und silbernen Maßliebchen befestigt und trug die Inschrift:

„Marguerite d'Ecosse a Marguerite d'Helicon."

Seit der Vollendung dieses Bildnisses war Jean Fouquet der Maler der Mode, und die vornehmsten Frauen und Männer überhäuften ihn mit Aufträgen. Die Brautringe gehörten damals zu den gesuchtesten Luxusartikeln, — nach ihnen die Fächer. Mit den reizendsten und kunstvollsten Schöpfungen verzierten die Künstlerhände diese Gegenstände, und kein Preis schien zu hoch für sie. — Für die Brautringe waren Rosen und Amoretten von dem herrschenden Geschmack geboten, auch Schmetterlinge, und je größer die Platten, je dichter die Fülle der zartgemalten Blumen, je übermüthiger die Gruppen der lustigen Liebesgötter, desto größere Bewunderung und höheren Lohn erntete der ausführende Künstler. — Die Pariser Aristokratie trug damals nur Brautringe von Jean Fouquet's Hand und die brennendsten Wünsche der reizenden Herzoginnen und Marquisen gingen nach einem oder dem andern von ihm geschmückten Gegenstande. — In eigener Person eilten sie zu dem vielbeschäftigten und gefeierten Künstler, um zu schmeicheln und zu bitten, und seine Zusage allein war fast ein Geschenk zu nennen, nach der Freude zu schließen, die sie verursachte. —

Es war demnach keine Ueberraschung, als man eines Tages Fouquet eine vornehme junge Dame meldete, die ihn einer Bestellung halber dringend zur Stelle zu sprechen wünsche. —

Der König, ärgerlich über die Störung, schlüpfte in sein Versteck und der alte Diener geleitete nun die Dame zu seinem Herrn. — Eine tief verschleierte zarte Gestalt war es, die nun rasch auf den Künstler zutrat und, den Schleier zurückschlagend, ein reizendes Antlitz enthüllte. Er erkannte die in vornehmer Gesellschaft von Paris angebetete junge Gräfin von Foix. — Wie oft hatte er ihre graciöse Gestalt im Schmuck der kostbarsten Gewänder an sich vorübergleiten sehen, — wie oft hatte ihn das liebliche Lächeln ihres Mundes gegrüßt, ein freundlicher Blick dieser dunkeln, tiefen Augen gestreift! — Man bezeichnete sie allgemein als die künftige Frau eines eben so verhaßten als mächtigen Günstlings des Königs, seines Hausvogts und Vetters Tristan l'Heremite, dessen Namen alle Gefangenen der Bastille mit Entsetzen nannten. — Der grausame Mann mit dem steinernen Herzen hatte auch einen kleinen Garten, wo eine Rose blühte — die glühendste Liebe zu Clemence de Foix. Was hätte er wohl darum gegeben, sie so vor sich stehen zu sehen, wie eben Jean Fouquet sie sah, — erregt, wunderbar lieblich in dem einfachen dunkeln Sammetkleide. — Mit zitternder Stimme bestellte sie bei dem Künstler einen Brautring.

„Aber es muß ein ganz besonderer Ring sein, lieber Meister," hatte sie hinzugefügt, „und Ihr müßt mir versprechen, ihn genau nach meiner Vorschrift anzufertigen — und vor allen Dingen brauche ich ihn schon in drei Tagen." —

„In drei Tagen — das wird unmöglich sein!"

„Fordert, was Ihr wollt — ich muß den Ring haben!"

„Dann könnt Ihr nur ein einfaches Muster wählen! Hier sind die einfachsten."

Und Jean Fouquet stellte ein geöffnetes Kästchen vor sie hin — es leuchtete und blitzte von den zierlichsten Rosen umschwebenden Genien mit Guirlanden, mit Meisterschaft von Fouquet's Pinsel auf den kleinsten Raum gebannt. „Wählt, was Ihr wünscht."

Die schlanke Frauengestalt schob ungeduldig diese Schätze zurück, — kaum daß die herrlichen dunkeln Augen sie gestreift. —

„Keine Blumen, keine Amoretten für mich," sagte sie schmerzlich lächelnd, — „malt mich selber als einfache Schäferin, und das Sinnbild der Treue, einen Hund, mir zur Seite. Mehr verlange ich nicht. Wollt Ihr mir das malen und in drei Tagen? Es ist zum Hochzeitstage und mein junger Gatte soll ihn dem Könige und seinem verabscheuten feilen Diener zum Trotz mitnehmen in die Ferne. Und er wird ihn trösten, bis ich ihm folgen kann — und ein Talismann sein für ihn! Er soll ihm sagen Tag und Nacht: die Treue von Clemence de Foix ist ewig. —

Fouquet wurde todtenbleich. — Der König hatte ohne Zweifel jedes dieser leidenschaftlichen Worte gehört und er hatte die Sprecherin mit keinem Zeichen warnen oder unterbrechen dürfen — wußte er doch, daß der Versteckte durch eine Spalte des Schirmes Alles sah und beobachtete. — Welch folgenschweres Geheimniß war da enthüllt worden! Arme Clemence de Foix! — Ganz Paris kannte die Leidenschaft des königlichen Günstlings für das bezaubernde Geschöpf und den ungeduldigen Wunsch des Königs, daß sie sich ihm vermähle. — Und man flüsterte sich dennoch zugleich in die Ohren, daß die schöne Aristokratin ihr Herz einem Jugendgespielen und Verwandten, dem armen Edelmann Gaston de Boissi, geschenkt, der in den Diensten der Prinzen von Armagnac gestanden, und daß sie eben deshalb allen Bewerbungen des Tristan l'Heremite den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. — Vor wenigen Tagen aber war dem jungen Gaston plötzlich der Befehl zugegangen, nach der Provence aufzubrechen, zu einem der dort befindlichen Regimenter, — und die'e Aufforderung bedeutete eine Verbannung und versenkte die Liebenden in einen Abgrund von Weh. — Unter heißen Thränen schwuren sie sich ewige Treue, eine heimliche Vermählung wurde verabredet und der Brautring von der Hand Fouquet's, dies Erinnerungszeichen höchsten Glücks, sollte den Scheidenden begleiten. —

„Ihr sollt den Ring zur bestimmten Zeit haben" — sagte der Maler endlich traurig, „möge er Euch Glück bringen." —

„Glück?" wiederholte Clemence de Foix mit leuchtenden Augen, „ja das Glück — eine Luft zu athmen mit ihm, dann will ich Alles, Alles ertragen! Ihr habt so manchem Brautpaar Rosen auf den Weg gestreut mit Eurem leuchtenden Pinsel, — sprecht diesmal ein Gebet aus der Tiefe Eures Künstlerherzens, wenn Ihr unsern Brautring, — den Ring ewiger Treue — malt."

Ihr holdes Antlitz war wie in Licht getaucht, als sie diese Worte sprach, die Augen schimmerten feucht, die süßen Lippen bebten, — glücklicher Gaston! — Sie grüßte noch einmal mit der Hand und verschwand aus dem Zimmer wie ein Lichtstrahl, den Künstler in dunkler Sorge zurücklassend. — Fouquet's ganzes Herz wallte über vor Mitgefühl. — Mußte den König diese Sprache der Liebe nicht rühren?! — Und dennoch richteten sich die warmen Künstleraugen angstvoll auf den Schirm, der seinen Gönner verbarg. — Da trat der König rasch hervor. — Der Maler erschrack vor dem unheilvollen Ausdruck dieses Gesichts vor dem grausamen Funkeln dieser Augen.

„Malt der Thörin nur den Ring, lieber Meister," sagte er kalt, „und liefert ihn glücklich ab. Das Uebrige sei meine Sorge, ich möchte zunächst der schönen Widerspenstigen jenen einen Wunsch erfüllen: — sie soll dieselbe Luft athmen mit dem Geliebten, Gaston wird in Paris bleiben!"

„O, Sire, welche Gnade!" —

Ach, diese Worte rangen sich so schwer von den Lippen Fouquet's, denn das königliche Antlitz sah ja in diesem Moment nicht im Entferntesten einer Gnadensonne gleich.

„Eine kleine Prüfungszeit nur wollen wir ansetzen — damit wir und die Welt erkennen, wie weit die vielgepriesene ewige Treue eines Weibes reicht —" setzte der König hinzu. „Vergeßt aber nicht, mir den Ring zu zeigen, ehe Ihr ihn aus den Händen gebt!"

Am Abend des Tages an welchem Fouquet den Ring in die Hände der Gräfin Foix gelegt, verschwand der junge Gaston hinter den Mauern jenes furchtbaren Gefängnisses, über dessen dunkeln Thoren die unsichtbaren Worte Dante's standen:

„Lasciate ogni Speranza voi ch'entrate."

Er wurde lebendig in der Bastille begraben und seine Ehe mit Clemence de Foix für ungültig erklärt — de par le roi, — auf Befehl des Königs.

Welche Anstrengungen Tristan l'Heremite in Folge dieser Ereignisse noch gemacht, Herz und Hand der schönen Clemence zu erlangen, erzählt die Chronik des Ringes nicht, — gewiß ist nur, daß sie unbeirrt und ungebeugt auf die Befreiung Gaston's mit der Geduld und Zähigkeit eines liebenden Weibes wartete. — In der vollen Blüthe ihrer Schönheit hatte Fouquet sie gemalt, — und die grausame Zeit raubte der jungen Rose ein Blatt nach dem andern. — Aber sie trauerte nicht — sie hoffte. — Der König selber mußte einsehen, daß sie doch kein leerer Schall, die Treue eines Weibes. — Aber die'e Ueberzeugung erbitterte den Tyrannen nur noch mehr, und so lange Ludwig XI. lebte, gehörte Gaston de Boissi, trotz aller Bemühungen seiner Verwandten, zu den Vergessenen der Bastille. — Auch unter der kurzen Herrschaft Carl's VIII. gelang es nicht, den Verschwundenen zu befreien, erst Ludwig XII. schenkte ihm auf die Fürbitte der Dame seines Herzens, der schönen Anna von Bretagne, endlich die Freiheit.

Vielleicht trug aber unter all den glücklichen Bräuten, die jemals den Ring der Treue an ihrem Finger gefühlt, keine ihn mit größerer dankbarer Seligkeit, als die alte müde Clemence de Foix am Tage ihrer zweiten Vermählung mit jedem todkranken gebrochenen Manne, den man ihr nach endlosen Jahren der Martern und Qualen zurückgab, und der doch nicht mehr der Schatten des schönen Geliebten war, den man ihr einst entrissen. — Aber sie durfte eine Luft mit ihm athmen — sie durfte für ihn leben und — mit ihm sterben. —

Von Familie zu Familie ist das Kleinod seitdem gewandert und das Künstlerherz hat wohl damals wirklich ein Gebet darüber gesprochen, oder die Thränen der treuen Wiedervereinigten haben ihm eine besondere Weihe gegeben, — Thatsache ist, daß dies Glück mit ihm ging und die Treue. — Die Farben strahlen, als ob eben erst der Meister seinen Pinsel niedergelegt.

Das bedeutungsvolle Zeichen der Liebe — der Brautring — ist von so vielen Dichtern besungen worden, — tausend ungesungene Verse aber hängen noch an jenem seltsamen Ring, den einst der Liebling Ludwig's XI. gemalt. — Und meine Gedanken kehrten wieder zu jenem Punct zurück, von dem sie ausgegangen, zu dem „Frauenleben und Lieben" in seiner süßen Beschränkung, — eng wie der golde Reif selber, der es einschließen soll. — Und zu allen Zeiten lag unser höchstes Glück doch nur in jenen Worten, deren Melodie eben zu mir herüberklang:

„Ich will ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hingeben mich selber und finden verklärt mich
In seinem Glanz!"

Und die Frauen in allen Landen verstehen es. —

Auch vor Jahrhunderten hat das Herz der treuen Clemence so empfunden, deren Hand zuerst jenen Ring getragen, der im Mondschein der Frühlingsnacht vor meinen Augen so geheimnißvoll funkelt und leuchtet, und mir das „Märchen von der Treue" erzählt, das diesmal doch eine wahre Geschichte ist. —

Elise Polko.

Von der wiener Weltausstellung.

Der Palast des Khedive.

Der prachtliebende Vicekönig von Aegypten hat in die wiener Weltausstellung eine Perle orientalischer Architektur mittenhinein gezaubert. Ein Bauwerk hat er sich und der wiener Weltausstellung errichtet, welches selbst in seiner Hauptstadt oder sonst an einem Ort, wo diese geschmackvolle, morgenländisch-durchgeistigte Bauart zu Hause ist, durch die Reinheit der Formen, die Zierlichkeit der Durchführung, die Pracht der Ausschmückung den Beschauer in Erstaunen und Entzücken versetzt hätte. Welchen Eindruck ein solches Kunstwerk, nun erst auf einen fremden Boden verpflanzt, von der ermüdenden Gleichförmigkeit der Umgebung befreit und neben die modernen Bauten der Ausstellungshallen und zwischen das Gewimmel unscheinbarer Pavillons hingesetzt, auf den Ausstellungswanderer machen muß, das will empfunden, nicht beschrieben sein. Wie eine schlanke, aus fernem Süden zu uns gebrachte Palme, die ihre Fächerkrone über unsere einheimischen, wenn auch an sich mit allem Liebreiz ausgestatteten Blumen und Büsche breitet, so überragt dieses zu Stein gewordene Chalifenmärchen seine bauliche Umgebung auf dem Ausstellungsplatz. Von welcher Seite man auch immer den Palast Ismail Pascha's betrachten mag, von jeder nimmt er sich reizend und imposant zugleich aus.

Das Hauptgebäude, einstöckig mit Mezzaninen, zeigt an der Ostseite eins der lieblieblichsten Details seiner Ausführung, einen Ballon mit halbrunder Grundfläche, dessen fein gearbeitetes vorspringendes Dach von zierlichen buntglänzenden Säulchen getragen wird. Der Haupteingang zum Palast ist, die Eigenthümlichkeit des arabischen Baustils bringt dies so mit sich, ein kleines Thürchen an der Hauptfaçade, welches den Koranspruch in Urschrift trägt: „O Du, Oeffner der Pforten, öffne uns die beste Pforte!" Auf der Thüre zu dem östlichen Minaret dagegen liest man die Widmungsinschrift des Hauses: „Diese gesegnete Moschee hat Ismail-Pacha, der Sohn Ibrahim-Pascha's, Sohn des Pilgers Mehemed-Ali-Pascha, Aegyptens Beherrscher, erbaut im Jahre 1290 (nach der Hegira gerechnet)." Inschriften in arabischer Schriftart, meist dem Koran entnommen, ziehen sich Ornamenten gleich um den ganzen Umfang des Gebäudes meist weiß auf blauem oder grünem Untergrund.

Die Fenster sind sämmtlich nach außen mit zierlichem Holzgitterwerk verkleidet; das Dach ist flach und daher nicht sichtbar. Nur über der Moschee, welche im westlichen Theil des Gebäudes, neben dem dortigen Minaret liegt, erhebt sich ein schöngewölbtes Kuppeldach, welches gelb gefärbt und mit eigenthümlichen Reliefarabesken geschmückt ist. Dieses Dach ist aus Zink gefertigt und hat ein Gewicht von nahezu hundert Centnern.

Der Chedive will bei seiner Anwesenheit in Wien, falls er die Reise zur Ausstellung doch noch ausführt, in diesem Palast wohnen, zu welchem Zweck die Gemächer an der Ostroute luxuriös eingerichtet wurden. Es ist Hoffnung vorhanden, daß dieses herrliche Bauwerk auch nach der Ausstellung als eine der schönsten Sehenswürdigkeiten Wiens erhalten bleiben wird.

Die Wassernoth auf dem Ausstellungsplatz.

In den Annalen der Weltausstellung ist sicher der 29. Juni als einer der denkwürdigsten Tage verzeichnet worden. Jupiter pluvius hatte mit der Windsbraut einen verhängnißvollen Bund geschlossen, und beide schienen nicht übel Lust zu haben, auf dem Ausstellungsplatz alles in ungeheuren Wasserfluthen zu ertränken oder durch Sturmesgewalt hinwegzufegen.

Es war gerade Sonntag, und von früh an entwickelte sich ein so lebhafter Besuch der Ausstellung, wie er zuvor noch gar nicht stattgehabt hatte. Eine wahre Völkerwanderung hatte sich nach dem Prater in Bewegung gesetzt, die besonders in den Nachmittagsstunden alle Ausstellungsräume und die Anlagen mit ihrem Gewimmel füllte. „Wer kennt die Völker nennt die Namen, die wallend hier zusammenkamen!" Charakteristische Gestalten mit ausgeprägt orientalischem Typus, abendländische Touristen, den unvermeidlichen Bädeker und den Weltausstellungsplan in der Hand, brave wiener Spießbürger, die liebende Ehehälfte an einem Arm, unter den andern vorsorglich den Regenschirm geklemmt, zahlreiche Familienpartien mit Kindern von allen Größen, ganze Züge von Repräsentanten der ländlichen Bevölkerung aus der Umgebung der Donaustadt — sie alle trieben sich in heiterster Stimmung auf der Stätte des Zusammenflußes der Culturen aller Welttheile umher und drängten sich namentlich in der Nähe der Restaurationen und Erfrischungshallen, denn die sengende Sonne, die vom Junihimmel niederbrannte, hatte den Durst geschärft. Ein Strichregen, der in der Mittagsstunde niederging, war nicht von Bedeutung. Ein wenig später ballten sich jedoch dunkeldräuende Gewitterwolken zusammen und nicht lange währte es, so brachen Sturm und Unwetter mit ungeahnter Gewalt los, mit grellen Blitzen und markerschütterndem Donner; es öffneten sich die Schleusen des Himmels, und hernieder rauschten die Regengüsse, prasselte der Hagel. Die überraschte Menschenmenge drängte in eilender Ueberstürzung nach den gedeckten Räumen der Ausstellungsbauten, um Schutz zu suchen. Doch auch hier war nicht völlige Deckung gegen die Unbilden des Wetters zu finden; die niederströmenden Wasserbäche wußten sich fast überall Einlaß zu erzwingen, und glücklich wer in weiser Voraussicht sich mit einem Regenschirm versorgt hatte. In der Rotunde, selbst in der Kunsthalle konnte man dergleichen Schutzdächer zahlreich über dem dichtgedrängten Publikum schweben sehen.

Viel schlimmer noch wurden die Hofeinbauten mitgenommen, dagegen boten die Galerien des Industriepalastes volle Sicherheit. Der eingeborene Wiener pflegt dergleichen Fatalitäten in seiner gemüthlichen Leichtherzigkeit mit Humor zu ertragen, doch gab es auch Ausnahmen. Manche sorgsame Hausfrau, welche mit Trauer an ihrer arg geschädigten Sonntagsgarderobe herabsah, verlor die gute Laune; auch in ihrem Innern grollte es, und es schien sich ein Gewitter am ehelichen Horizont entladen zu wollen. Sie schalt mit dem Gatten, mit dem „'mal gar nix z'machen war", und der Gescholtene tröstete sich still ergeben mit einer Prise ungarischem Gebeizten. Leichter nahm jener braune Küchendragoner sein Los, den der Schatz mit den Worten tröstete: „Das Wetter kommt zu paß', heut brauchst a nit so zeitl z'Haus z'sein."

Noch ärger als im Industriegebäude und seinen Annexen erging es den Besuchern in den Restaurationen. Hier galt es, sich ernstlich vor Wassergefahr zu retten, und die Tische wurden zu Archen, welche möglichst viele Männlein und Fräulein aufnehmen mußten. Draußen im Freien aber hauste der Sturm ebenso wüthend wie der Gußregen, entwurzelte die schönsten Bäume, riß den an 14 in die Erde eingetriebenen Ankern befestigten Ballon captif von seinen Verankerungen los und entführte ihn in die Lüfte. Dieser interessante Flüchtling, mit dem gerade die erste Probe an diesem Tage vorgenommen werden sollte, machte sich ganz unprogrammäßig davon, und seine Rudern konnten erst in den nächsten Tagen bei Ungarisch-Altenburg mit Beschlag belegt werden. Endlich ließen Sturm und Regen nach, und der Himmel klärte sich. Noch fluthete auf dem Parterre vor der Rotunde eine wogende See, als auch schon die Menge aufathmend auf improvisirten Brücken ins Freie strömte, zunächst darauf bedacht, sich nach dem gehabten Schrecken an trefflichem schwechater oder pilsener Gebräu zu stärken.

Der Centralsaal der Kunsthalle.

Gegenüber dem Ostende des großen Weltausstellungspalastes und von diesem durch ein breites Gartenterrain, mit großen, von Baumreihen eingesäumten Rasenplätzen und Fontainenbassins getrennt, aus dessen Mitte sich die Copie des Achmedbrunnens vom Serail zu Stamboul erhebt, steht die prächtige Halle errichtet, welche laut der etwas lakonischen Inschrift an ihren vier, den verschiedenen Himmelsrichtungen zugewendeten Frontspitzen „Der Kunst" geweiht ist.

Den Rippengalerien des Hauptpalastes parallel von Nord nach Süd gerichtet und von gleicher Länge mit diesen, bildet sie einen Bau, dessen hohes und breites Mittelschiff von zwei niedrigern schmälern Seitenschiffen in seiner ganzen Länge flankirt wird. Diese Seitenschiffe treten an ihrem nördlichen und südlichen Ende in Gestalt von Pavillons mit vierseitigen Kuppeldächern gegen das Mittelschiff vor. Zwischen denselben bildet sich vor dessen Ausgangspforten je eine Vorhalle hinter einer Säulenstellung, deren Dachabschluß von einer schönen Stuckgruppe: die Architektur zwischen den Gestalten der Malerei und Bildhauerkunst, und auf den Ecken von je einem Paar kolossalen, das österreichische Wappenschild an üppigen Guirlanden haltenden Greifen gekrönt wird. Die Vorhalle mit dem gleichen Schmuck wiederholt sich genau ebenso, wie am Nord- und Südende, auch an der Mitte der großen Galerie an der Ost- und Westseite. Hier an der letztern öffnet sich in ihrer Rückwand der zweipfortige Haupteingang zu ihrem Innern. Ein kolossales, von Salviati ausgeführtes Mosaikbild auf Goldgrund, die Gestalt der Pallas Athene, deckt und schmückt die Wandfläche zwischen diesen Pforten. In der Vorhalle und noch vor den Stufen derselben, auf dem Platz davor haben verschiedene Werke der Plastik Aufstellung gefunden: die dräuende Marmorgestalt der orakelkündenden Pythia auf dem Dreifuß von Bourgeois, die Marmorstatue Pelisier's von Crauk, die Modelle einer Statue Christian Rauch's von Drake, der Mercur von R. Begas, Caille's Bronzegruppe des „Bachanten mit dem Panther spielend" und noch manche andere, während auf den Treppenwangen die kolossalen Bronzegruppen von Cain, „Tiger, ein Krokodil", und „Löwe, einen Strauß erlegend", prangen.

In der nördlichen Seitenwand dieser Vorhalle öffnet sich die Thür zu der niedrigen französischen Seitengalerie, in der südlichen die zu der deutschen. Durch die Thüren der Rückwand aber treten wir in den großen Centralsaal. Dieser kolossale Raum von 25 Meter ins Geviert, von der Höhe her durch ein gewaltiges Oberlichtfenster allseitig musterhaft beleuchtet, nimmt die ganze Breite des Mittelschiffs ein. Auch drüben, durch die Pforten seiner östlichen Wand, gelangt man unmittelbar in die der westlichen genau entsprechende dortige Vorhalle. An der Süd- und Nordseite aber schließt sich an den Centralsaal die ihrer Länge nach in zwei Hälften getheilte Halle des Mittelschiffs, die in ihrem südlichen Theil von den deutschen und österreichischen, im nördlichen von den französischen und neben ihnen von den belgischen, holländischen, schweizerischen und englischen Kunstwerken eingenommen wird.

Der Centralsaal ist zu einer Art Salle d'honneur für Gemälde und Statuen aller ausstellenden Nationen bestimmt worden. Es hat aber bei näherer Prüfung den Anschein, als ob nicht die größte Vortrefflichkeit, sondern ebensosehr auch der größte Umfang der betreffenden Gemälde für die Aufnahme in denselben bestimmend gewesen ist.

Die erwählten Werke der Sculptur, vorwiegend französische, sind in einem Carre in der Mitte des riesigen Saals zusammengestellt. Die vollendetste Schöpfung darunter, Reinhold Begas' „Im Bad Ueberraschte", und Wittig's großartige „Hagar- und Ismael-Gruppe" haben sich dem zähen Widerstand der Franzosen, hier noch andere Bildhauerwerke als die ihrigen einzulassen, gegenüber erst nach langem Kampf ums Dasein ihren Platz erobern können.

Von französischen Sculpturen daselbst ist das vorzüglichste Werk die Marmorstatue Moliere's von Landran, dann Barras' „Schwur des Knaben Spartacus neben seinem am Kreuz sterbenden Vater" und Leon Menot's „Mutter mit dem Kind"; Maillot's „Verschleierte Agrippina mit der Asche des Germanicus" ist doch nur ein Virtuosenstück nach Art der italienischen Marmorstatuenfabrikanten.

Drei Gemäldekolosse sind es vor allen, welche zunächst eben durch ihre ungeheuerliche Ausdehnung hier den Blick des Beschauers auf sich ziehen. Die Nordwand deckt fast in ihrer ganzen Höhe ein von Cabanel für einen Louvresaal gemaltes Plafondbild, „Der Triumph der Flora". Sehr geschickt in seinen tadellos in die Höhe hinauf verkürzten Gestalten gezeichnet, wirkt es in seiner kalkig stumpfen, ganz lichten und etwas hellbunten Farbenhaltung hier nicht besonders erfreulich. Richtig über seinen Effect zu urtheilen, würde allerdings erst möglich werden, wenn man es an der Stelle und in der Höhe zu sehen vermöchte, für die es gemalt ist. Drüben an der Südwand correspondirt mit diesen ein zweites kolossales Höhenbild des verewigten belgischen Malers Wiertz, „Der Sturz der bösen Engel".

Der mächtigste und bedeutendste dieser Bilderkolosse füllt den größten Theil der Westwand: Piloty's in München „Triumph des Germanicus". Was er darstellt, ist allerdings weit mehr der Triumph der Thusnelda, die mit ihrem Söhnchen Thumelicus an der Seite zwischen den gefangenen germanischen Frauen, Kriegern und Priestern vor dem Wagen des Siegers, gefesselt, an der kaiserlichen Hoftribüne vorüberschreitet, von welcher Tiberius, finstere und unheimliche Entschlüsse brütend, in die Polster seines Thronsessels zurückgesunken, schelen Blicks auf den gehaßten und beneideten, vom Volk angebeteten Triumphator sieht. Seine Prätorianer, Senatoren, die Frauen des Kaiserhauses umgeben ihn, dem prachtvollen und fremdartigen Schauspiel zusehend, welches ihnen die in der tiefsten Demüthigung, in Unglück und Sklaverei doch so majestätisch, trotzig-stolz dahinschreitende germanische Fürstin mit ihrem barbarischen Gefolge gewährt. Piloty hat das volle Register der malerischen Pracht gezogen, um in diesem Werk das kaiserliche Rom zu veranschaulichen, und es ist ihm vortrefflich gelungen. Sich ganz frei vom Theatralischen zu halten, machte wohl der Gegenstand unmöglich.

Die Ostwand wird nur von Bildern mäßigern Maßstabs bedeckt: das in tiefer Farbenharmonie leuchtende schöne und bedeutsame Gemälde von Canon (Stuttgart), „Die Loge St. Johannis", zu dessen Seiten das Porträt des Kaisers Franz Joseph von Lenbach und das schon 1865 gemalte ziemlich schwache Bildniß der Kaiserin sowie de Keyser's „Karl V. befreit Christengefangene in Tunis" bilden die Hauptstücke darunter. Gemälde von Koller, Sieradzki, Bleibtreu, Hünten, Paul Meyerheim, Hiddemann, Ockel, Graf Harrach, Cabanel, Bonnat, Perrault, Corot, Gerome, Rousseau, Dupre und andern schmücken die Wandflächen, welche jene drei Riesen noch frei ließen.

Diese Centralhalle bildet den beliebtesten Ruhepunkt und Rendezvousplatz für die Ausstellungswanderer, welche, ermüdet aus den Flügelhallen zurückkehrend, hier gewöhnlich wie zwei Ströme aufeinander stoßen und, um im Gleichniß zu bleiben, „sich zum Teiche stauen". Der Raum ist weit genug, der größten Menge Platz zu gewähren, und die hier aufgestellten Hauptwerke groß genug, um an ihrer Betrachtung durch keine noch so gedrängte Gruppenbildung davor verhindert zu sein.

Die chinesische Pforte.

In die Galerie, in welcher das Reich der Mitte seine Schätze vor dem staunenden Auge des Abendländers ausgebreitet hat, tritt man aus dem östlichen Hauptransept des Industriepalastes durch eine in Geschmack und Ausführung echt chinesische Pforte, welche deshalb besonders sehenswerth ist, weil sie uns in getreuer Nachbildung die Tempelpforte von Ningpoh und dadurch zugleich einen jener zahllosen Triumpbogen vorführt, welche in jeder Stadt des Himmlischen Reichs meist in mehrfacher Auflage gefunden werden. Diese Ehrenpforten sind sämmtlich gleich, ja sie tragen genau dieselben Symbole und Ornamente und unterscheiden sich lediglich durch ihre Größe und den Inhalt der angebrachten Aufschriften voneinander. Aus roth und grün lackirten, theils vergoldeten und reich geschnitzten Holztheilen aufgebaut, zerfällt das Portal in zwei äußere und eine mittlere Abtheilung, welche letztere über die andern emporragt und an der Spitze das gewaltige Drachenbanner des chinesischen Kaisers trägt. Der blaugemalte Drache, das fabelhafte Ungethüm mit dem fürchterlichen Krallen, dem aufwärts schlagenden Schwanz, dem unförmlichen Kopf mit den glotzenden Augen und der feurigen Zunge ist überhaupt vielfach an dieser Ehrenpforte vertreten. Er ist das Emblem des Kaisers, und nur auf kaiserliche Erlaubniß dürfen solche Ehrenpforten, bald zur Erinnerung an ein nationales oder ein locales Ereigniß, bald zu Ehren irgend einer verdienstvollen Person, errichtet werden.

Ueber den Thorpfeilern sind größere vergoldete Flächen zu sehen, von denen die über der Mittelthür das chinesische Staatswappen trägt, einen großen grünen Kreis mit silbernem Rand; ein Sförmiger schwarzer Strich theilt ihn in zwei Hälften, von denen jede einen dicken, runden schwarzen Fleck enthält. Dieses Wappen heißt und bedeutet wohl auch das „Auge der Welt." Rechts und links trägt das vergoldete Gesimse chinesische Inschriften, von denen die eine mit „Ermuthiget die Arbeit!" die andere mit „Behandelt mit Wohlwollen die Menschen, die aus der Fremde zu Euch kommen!" übersetzt wird, zwei Sätze, welche in schöner Beziehung zur Weltausstellung stehen, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß der erste den nationalen Eigenthümlichkeiten ungleich mehr entspricht als der zweite.

Die Thorbogen sind durch gelbe Vorhänge geziert, welche Farbe als jene des Kaisers zu den Drachenbannern vollkommen paßt. Durch die Thüröffnung, in welcher zwei chinesische Glaslampen herabhängen, erblickt man in der Perspective den Abschluß der Galerie, welcher, aus einem mächtigen persischen Teppich mit allerlei Fahnen und Inschriften bestehend, zugleich den Eingang zur persischen Abtheilung bildet. An beiden Seitenwänden des chinesischen Saals zieht sich die reichhaltige Porzellanausstellung Chinas hin, in der Mitte stehen sechs große Glasschränke mit aufgebogenen Dachdeckel, worin die herrlichen seidenen Gewebe, vielfach mit Gold durchwirkt, zu sehen sind. Zwischen den beiden Reihen der Schränke steht eine lange Tafel, mit Hunderten von Porzellanvasen in verschiedenen Formen und jeder Größe besetzt sind.

Besonderes Interesse gewähren die zu beiden Seiten des Ausgangs befindlichen Kriegs- und Waffenausstellungen in zwei Glasschränken, in deren einem man an kleinen Puppen die Kleidung aller Stände und Gesellschaftsschichten Chinas, in dem andern ein Leichenbegängniß mit großem Gepränge und Zusammenlauf vieler Menschen sieht. Mit dieser Galerie ist übrigens die Ausstellung Chinas nicht erschöpft, sie dehnt sich vielmehr noch über den benachbarten gedeckten Hofraum aus, in welchem vor allem die Collection des k. k. österreichischen Generalconsuls in Hongkong, R. v. Overbeck, durch eine eigenthümliche Verquickung abendländischer Grundformen der Möbel und sonstigen Gebrauchsgegenstände mit echt chinesischer Detailausführung und Ornamentik ins Auge fällt.

Die Johannisfeier in Rußland.

Um die Zeit der Sommersonnenwende feierten die Russen, ehe sie Christen wurden, ein Fest, nach welchem noch jetzt der 23. Juni, welcher der heiligen Agrippina geweiht ist, Agrafena Kupalnitza, und der 24. Juni, der Geburtstag Johannis des Täufers, Iwan Kupalo heißt. Auch die Lieder, deren Absingung an diesen beiden Tagen üblich ist, werden noch immer vom Volk Kupalskyja pjesni, Kupalolieder, genannt, und die Feier, welche wir heutigentags mit dem Johannisfest verbunden sehen, wird im südwestlichen Rußland mit dem Namen Kupalo, im nordöstlichen als Kupalnitza bezeichnet.

Woher diese Benennungen rühren, und was sie bedeuten, ist zweifelhaft, indem das Wort Kupalo ebenso gut von kupa Haufen, d. h. Haufen von Stroh oder Reisig zu den Feuern, wie von kupat, baden, abstammen kann. Da es aber namentlich im nordöstlichen Rußland Brauch ist, sich erst vom 23. Juni an in Flüssen zu baden, und die Zeit vom 23. Juni bis zum 20. Juli in mehrern Gegenden die „Badezeit" heißt, ist es wohl am richtigsten, kupalo von kupat abzuleiten, und diese Annahme wird auch durch ein kleinrussisches Lied bestätigt, welches lautet:

Badete sich Iwan, fiel in's Wasser.

Die Slowaken in Ungarn singen ebenfalls vom Johannistag:

Johann, Johann, am heiligen Johann,
Badete die heilige Anna sich u. s. w.

und das Baden bildet noch jetzt einen Hauptbestandtheil der Ceremonien, welche sich von jenem altheidnischen Fest in Rußland erhalten haben.

In der Nähe des Antoniusklosters bei Tichwin pflegt das niedere Volk sich im dortigen See zu baden und auch kranke Pferde hineinzutreiben, weil es das Wasser für heilkräftig hält. Der ehrwürdige Antonius, welcher das Kloster im 13. Jahrhundert gegründet hat, soll nämlich auf diesem See Wunder gethan haben, weshalb noch jedes Jahr am 24. Juni eine feierliche Procession stattfindet und im Kloster selbst ein eiserner Hut des Heiligen aufbewahrt wird, der im See gefunden worden ist. Bei Alt-Ladoga erfolgt das Baden sobald auf dem Berg Pobjednitza ein großes Feuer angezündet worden ist, das im nowgoroder Gouvernement bald „Lebens-" oder „Heilfeuer" bald „Wald-" oder „Czarfeuer" genannt wird. Am Kleschtschinsker See im Gouvernement Wladimir führt man nach dem Baden Reigentänze mit Gesängen auf, und in Kosino, einer Besitzung des Fürsten Scheremetieff, strömen Kranke und Lahme von allen Seiten zu der wunderthätigen Quelle herbei, welche alljährlich an diesem Tag von dem Archimandriten des dortigen Klosters feierlich geweiht wird.

Um die Bäder noch wirksamer zu machen, schlagen sich in der Umgegend von Moskau die Mädchen mit frischen Besen, die sie aus heilkräftigen Kräutern gebunden haben, und selbst in St. Petersburg unterlassen alte Leute nie, beim Bad am Abend der Agrafena Kupalnitza sich mit Besen aus frischen Birkenreisern zu schlagen, in die sie verschiedene Kräuter, wie Nesseln, Wermuth, Muttergotteskraut, Minze, Kamille, Wasserhahnenfuß und Kuhweizen, gebunden haben. Mit Kuhweizen (Melampyrum), der im Russischen Iwan und Maria heißt, schlägt man sich auch bei Alt- und Neu-Ladoga, Tichwin und an andern Orten des nowgoroder Gouvernement, in denen man am Iwanstag die Bäder heizt, und im Gouvernement von Archangel, wo man am Tag vorher heiße Bäder nimmt, ehe man im Fluß badet, bestreut man den Fußboden mit Wasserhahnenfuß, den man dort Kupalnitzakraut nennt. Ueberhaupt spielen Kräuter und Pflanzen eine große Rolle bei der Feier des Johannisfestes in Rußland.

In vielen Gegenden holt man am Tag der heiligen Agrippina Nesseln, wilde Rosen und andere Stechpflanzen, legt sie in Haufen zusammen und springt nicht bloß selbst darüber, sondern nöthigt auch das Vieh, darüber zu springen, um es vor den Einflüssen böser Geister zu schützen. In den Dörfern des nowgoroder Gouvernement steckt man für jedes Mitglied der Familie einen Zweig Baldkraut (Erigeron acre) in die Wand, um zu sehen, wessen Blüte zuerst verwelkt, weil man glaubt, daß deren Inhaber dann im Lauf des Jahrs stirbt oder schwer erkrankt. Alle heilkräftigen Kräuter sind wirksamer, wenn sie zu Johanni gepflückt werden, und die in großem Ruf stehende Blüte des Farrnkrauts (paporotnik) kann nur in der Johannisnacht gewonnen werden. Um sie zu bekommen, begibt man sich gegen Mitternacht so tief in den Wald, daß man keinen Hahnenruf vom Hause hören kann, geht dann an eine Stelle, wo Farrnkraut wächst, beschreibt mit einem Stock von Ebereschenholz einen Kreis und setzt sich in die Mitte desselben. Sobald die feurige Blüte zeigt, muß man sie ohne Verzug abpflücken, denn in demselben Augenblick fliegen auch schon höllische Geister herbei, um sie den Menschen wegzunehmen. Der Sucher darf daher nicht aus seinem Kreis heraustreten und muß ruhig den Zorn und die Versuche der Teufel, ihn zu erschrecken, vorübergehen lassen, will er das Kraut nicht verlieren, das die wunderbare Kraft verleiht, alles Gewesene und Zukünftige zu kennen, allen, selbst den bösen Geistern gebieten, ungehindert Schätze heben und sich unsichtbar machen zu können.

Aus Feld- und Wiesenblumen werden am Johannisabend Kränze gewunden, mit denen sich namentlich in Kleinrußland die Mädchen schmücken, wenn sie sich zur Festfeier um die Marena, einen abgehauenen Ahorn- oder andern Baum, versammeln. Nach den üblichen Begrüßungen gehen die Mädchen Hand in Hand singend um den Baum herum, stellen eine in bunte Frauenkleider gesteckte Strohpuppe, die sie Kupala nennen, unter dem Baum auf, putzen sie zuerst mit Bändern, Blumen und Schmucksachen heraus und umgeben sie dann mit einem Haufen von Stroh und Nesseln, den sie, sobald es dunkel geworden, anzünden, und eins nach dem andern singend über das Feuer zu springen. Mitunter wird auch die Puppe Mara genannt und unter Gesang ins Wasser getragen, oder der Baum mit Kränzen geschmückt und unter Singen in Brand gesteckt. An manchen Orten Kleinrußlands wird an Stelle der Puppe ein Kind mit Blumen und Kränzen behangen und dann der Baum, um welchen die Mädchen getanzt, von diesen ins Wasser geworfen und untergetaucht, indem sie sich selbst mit baden. An andern Orten baden sich die jungen Leute vor Sonnenuntergang in fließendem Wasser, ehe sie auf Feldern und Höhen die Feuer anzünden, über welche die Mädchen und Burschen paarweis Hand in Hand hinwegspringen. Kommt dabei das Paar nicht auseinander, so gilt dies als ein glückliches Vorzeichen für die spätere Vereinigung desselben durch Heirath.

In Weißrußland wird am Iwanabend nach Sonnenuntergang ein Pfahl in die Erde gesteckt, mit Stroh und Werg umwickelt und an der Spitze mit einem Bund Stroh versehen, das man Kupalo nennt. Wenn es dunkelt, wird dies angebrannt, und Bauern und Bäuerinnen laufen darum herum, indem sie trockene Birkenreiser ins Feuer werfen und sprechen: „Möge mein Flachs so lang werden wie dieser Zweig!" Bei Moskau wird der Iwantag von alters her auf den „drei Bergen" gefeiert, wo man noch vor wenig Jahren große Feuer anzündete, schmauste, tanzte und sang, und mit wenigen Ausnahmen finden wir die Kupalofeuer über ganz Rußland verbreitet. Mitunter erwarten Verheirathete wie Ledige beiderlei Geschlechts bei angezündeten Theertonnen und loderenden Scheiterhaufen singend und tanzend den Morgen, um zu sehen, wie die Sonne, welche am Iwantag auf drei Rossen: einem silbernen, einem goldenen und einem diamantenen zu ihrem Gemahl, dem Mond, fährt und am Himmel tanzt und feurige Funken streut, oder um sich im Thau zu baden, der an diesem Tag besonders heilsam ist.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Eine Verleumdung abbellen.

Vor etwa fünfhundert Jahren mußte in Polen eine böswillige verleumderische Aussage auf ganz seltsame Weise widerrufen werden, wie wir aus einem historischen Vorfall wissen. Als nämlich der Piastenstamm in directer männlicher Linie mit Kasimir dem Großen erlosch, folgte diesem auf dem polnischen Königsthron sein Schwestersohn Ludwig, König von Ungarn. Ludwig hinterließ keine Söhne und die Polen wählten dessen Tochter Hedwig zur Königin. Dies schöne Königskind, eine der lieblichsten und rührendsten Frauengestalten, war mit dem ritterlichen Herzog Wilhelm von Oesterreich nicht blos erzogen und verlobt, sondern dem Jugendgespielen und Bräutigam auch in zärtlicher Liebe ergeben.

Wie fast immer bei ihren Königswahlen und auch sonst waren die heißblütigen Sarmaten dieses Mal gleichfalls nicht einig gewesen. Eine Partei hing Jagello, dem mächtigen Großfürsten von Litthauen, an, und blutiger Bürgerkrieg drohte wieder dem Lande. Einen Ausweg gab es: Hedwig's Vermählung mit Jagello, der unter dieser Bedingung sich und ganz Litthauen zum Christenthum bekehren und sein Reich mit Polen vereinigen wollte. Die junge Fürstin entschloß sich wirklich, ihrer Liebe zu entsagen und dem vierzigjährigen Großfürsten, der allgemein als Barbar betrachtet wurde, ihre Hand zu reichen. Ob das ganz freiwillig geschah, nicht vielmehr ein „gelinder Zwang" angewendet ward, mag dahin gestellt bleiben, jedenfalls spricht ein Vorfall für die letzte Annahme oder doch wenigstens für die Unfreiheit, in welcher die Repräsentanten Würdenträger Polens ihre junge Königin hielten.

Wilhelm von Oesterreich gab die geliebte Braut, die ihm durch die Königskrone gewiß nicht minder theuer geworden, nicht so leicht auf, kam sogar selbst nach Krakau, wohin Hedwig ihn auch dringend eingeladen hatte. Allein er durfte das Schloß nicht betreten. Als die Königin dies erfuhr, wollte sie, um ihn noch einmal zu sehen und Abschied von ihm zu nehmen, zu ihm eilen, fand indeß die Thore ihrer Residenz verschlossen. Da überwältigte die Enkelin der Piasten, die von ihrem Großvater Carl Robert von Anjou, König von Ungarn, auch südliches Blut in den Adern hatte, die Leidenschaft. In heftigster Aufregung ergriff sie eine Axt, um selber das Thor des Schlosses und — Gefängnisses zu sprengen. Der Respect vor der „königlichen Majestät" gestattete den Herren ihrer Umgebung nicht, sie gewaltsam an ihrem Vorhaben zu hindern, allein die zarten Hände des armen gekränkten Kindes waren der Führung solchen Instruments zu ungewohnt, die schwachen Kräfte reichten nicht aus. Geschöpft von der Anstrengung wie von der leidenschaftlichen Aufregung gab endlich Hedwig den Bitten und Zureden ihres Hofes und namentlich des Schatzmeisters Demetrius von Gorai nach, verzichtete auf dies heißersehnte Wiedersehen und den letzten Abschied vom Geliebten und kehrte unter heißen Thränen in's Schloß zurück. Herzog Wilhelm verließ Krakau, und Jagello, der in der Taufe den Namen Wladislaw annahm, wurde als ihr Gatte zum König von Polen gekrönt.

Die eben so kluge als gute und schöne junge Fürstin widmete sich, so weit sie es vermochte, mit Hingebung ihrer landesmütterlichen Pflichten, und das Andenken an die leider nur allzu kurze Regierung „Hadwiga's" ist gesegnet. Ihr früher Tod erschien ihr selber aber wohl kaum so beklagenswerth wie ihren Unterthanen, denn die Ehe mit dem rohen, argwöhnischen „Wilden" wird nicht allzu glücklich gewesen sein. Jagello wußte, daß sie ihm nicht leichten, freien Herzens ihre Hand gereicht hatte, er quälte sie mit seiner Eifersucht und bedurfte nur des geringsten, unschuldigsten Anlasses zum schmählichsten Verdacht. Man kann sich denken, wie begierig er also aufhorchte, als einst der Vice-Komornick von Krakau, Genevoß Dalewicz, welcher sich wahrscheinlich diese schwache Seite des Königs zu Nutzen machen wollte, dem Eifersüchtigen mittheilte, er werde betrogen; Herzog Wilhelm sei heimlich nach Krakau gekommen und habe häufig Zusammenkünfte mit der Königin gehabt. Jagello's Wuth brach nun so blind und zügellos hervor, daß er Hedwig ohne das Dazwischentreten der Umgebung ermordet haben würde.

Jene selben Herren, die dem jungen Mädchen, obwohl es ihre Königin war, keinen Abschiedsblick auf den Geliebten gestattet hatten, nahmen sich jetzt der beleidigten Ehre ihrer Fürstin energisch an und schützten diese vor der Raserei ihres Gemahls. Der Angeber wurde außerdem vor den Senat citirt, das Gesinde der Königin that auch durch seine Zeugnisse dar, Genevoß habe die Unwahrheit behauptet, und Janko von Tenczin, Castellan von Woincz, schwur im Namen der Königin, sie sei unschuldig. Zwölf Ritter ihres Hofes wollten nun die Verleumdete ich Zweikampf rächen. Allein das Gesetz erlaubte schon damals in Polen den Zweikampf nicht, und Genevoß wurde aufgefordert, seine Worte zu beweisen. Er wußte Nichts vorzubringen und sprach nach langem Schweigen demüthig:

— Ich bitte um Gnade und Verzeihung.

So wurde er denn verurtheilt, seine Aussage abzubellen, d. h. seine Aussage öffentlich zu widerrufen — Odszczekac. Die Vollziehung des Urtheils fand auf folgende Weise statt: Der Schuldige mußte sich unter dem Sessel der Königin auf dem Boden niederlegen und mit lauter Stimme erklären: „Ich habe gelogen wie ein Hund, als ich die schmachvollen Worte gegen die Königin sprach." — Darauf mußte dreimal das Gebell des Hundes nahahmen.

— Eine junge Dame ging spazieren und ein Mann blickte sie an und folgte ihr. Die Dame fragte ihn:

„Weshalb folgen Sie mir?"

„Weil ich mich in Sie verliebt habe!"

Die Dame erwiderte ihm:

„Weshalb haben Sie sich in mich verliebt? Meine Schwester ist viel hübscher. Sie folgt mir; gehen Sie und erklären Sie ihr Ihre Liebe."

Der Mann ging zurück und sah eine Frau mit einem häßlichen Gesichte. Sehr unzufrieden ging er wieder zu der ersten jungen Dame und sagte:

„Weshalb sagten Sie mir eine Unwahrheit?"

„O," antwortete die Dame, „Sie haben mir eben so wenig die Wahrheit gesagt; denn hätten Sie sich in mich verliebt, wie hätten Sie dann nach einem andern Mädchen gehen können?"

Grausam enttäuscht.

Einer unserer beliebtesten und bekanntesten Schriftsteller kann sich über ein kleines harmloses Gebrechen nicht hinwegsetzen. Seit Jahren wendet er alle angepriesenen Pomaden und andere Mittel an, um die Rückkehr der Abwesenden hervorzurufen. Kürzlich versuchte er es wieder mit einer Salbe, von der er sich Wunder versprach, und nach Verlauf von einigen Tagen eilte er ganz entzückt in seinen Club:

„Finden Sie nicht, daß mir die Haare wieder wachsen?"

„Gewiß, man kann sie schon zählen," entgegnete ganz trocken einer seiner Collegen von der Feder.

Spät in der Nacht erhob sich das verächtlichste aller menschlichen Wesen, ein betrunkener Mann, um nach Hause zu gehen.

„Nun," sagte er zu sich selbst, „wenn ich meine Frau noch munter finde, so werde ich sie auszanken; was für einen Grund hat sie, sitzen zu bleiben und Feuer und Licht zu verschwenden? Und finde ich sie im Bett, dann werde ich sie auszanken; welches Recht hat sie, zu Bett zu gehen, ehe ich zu Hause bin?"